

Bremer Literaturpreis 2023 – Förderpreis

Preisverleihung am 23. Januar 2023, im Bremer Rathaus

Martin Kordić: »Jahre mit Martha«

Dankesrede von Martin Kordić

Sehr verehrtes Publikum,

ich wuchs auf in Mannheim, in einem Stadtteil, der an die Spinelli Barracks der U.S. Army grenzte. Ein Stück davon entfernt, erstreckte sich das Benjamin-Franklin-Village. Fuhr ich als Kind mit meinem Fahrrad diese Strecke, fuhr ich an Tarnnetzen und Stacheldraht vorbei. Dahinter konnte ich das Leben einer amerikanischen Kleinstadt erkennen. Eine Kirche, Wohnhäuser, Supermärkte, Schulen, ein Kino, ein Basketballplatz.

Es muss Mitte der neunziger Jahre gewesen sein, da ging ich zur Sparkasse, hob zehn Mark von meinem Knax-Sparbuch ab und tauschte sie in Amerikanische Dollar. Einmal im Jahr fand im Benjamin-Franklin-Village das Deutsch-Amerikanische Volksfest statt und ich wollte dort für ein paar Dollar etwas Verbotenes tun.

Zunächst spazierte ich zwischen Autoscooter und Zuckerwatte herum, in dem Bereich, in dem man auch mit D-Mark zahlen konnte. An einer Bude kaufte ich mir eine Mütze von den Chicago Bulls, die ich leicht schräg aufsetzte, wie ich es bei den GIs und Colonels sah, die mit ihren Familien über das Fest schlenderten. Ich suchte mir eine amerikanische Kleinfamilie und ging mit ein paar Metern Abstand hinter ihr her, so dass man von außen hätte denken können, ich sei der leicht nervige Sohn der Familie. So kam ich aus dem Bereich des Volksfestes heraus und tiefer in das Benjamin-Franklin-Village hinein. Keiner sprach mich an. Ich richtete meine Mütze, ging die Nebraska Avenue hoch, kreuzte die Alabama Street, als wäre ich ein amerikanisches Kind auf dem Weg zum Basketballplatz.

Mein Ziel war die Straße mit dem Burger King. Die einzige Filiale in Mannheim, exklusiv für amerikanische Militärangehörige und ihre Familien.

Ich bestellte einen Cheeseburger und eine Dr. Pepper und zahlte mit meinen Knax-Dollars. Gerne hätte ich auch eine kleine Pommes mit Mayo dazu gegessen, ich war mir jedoch unsicher, wie man „Fries“ ausspricht und hatte Angst aufzuzufiegen. Ich beschränkte meinen gesamten Bestellvorgang auf „Cheeseburger!“, „Dr. Pepper!“ und „Thank you!“. Dann setzte ich mich ans Fenster und schaute den Amerikanern zu. Welche Jacken und welche Sportschuhe sie trugen und wie sie sich bewegten. Drei Stunden saß ich dort, free refill.

Wenn die Tarnnetze nicht gewesen wären, wenn der Stacheldraht nicht gewesen wäre, wenn die Hallen mit den Kampffahrzeugen nicht gewesen wären, ich hätte bei der Betrachtung dieser amerikanischen Kleinstadt mitten in Süddeutschland annehmen können, die Welt, sie sei voll und ganz in Ordnung.

Frage ich mich, warum ich schreibe, denke ich oft an eine Begebenheit, die selbst gar nichts mit dem Schreiben zu tun hat. Zumindest kann ich mich nicht daran erinnern, als unmittelbare Reaktion auf diese Begebenheit, mit dem Schreiben begonnen zu haben.

Mütterlicherseits habe ich eine deutsche Familie, väterlicherseits habe ich eine kroatische Familie. In Mannheim und Ludwigshafen lebten zwei der sechs Geschwister meines Vaters, die ebenfalls als sogenannte „Gastarbeiter“ nach Deutschland gekommen waren. Sie haben jeweils drei Kinder. Als Jugoslawien im Krieg zerfiel, kamen weitere Tanten und Cousinen und Cousins, kamen zahlreiche Kinder nach Mannheim und Ludwigshafen.

Ich freute mich darüber.

Es hatte mich zunehmend genervt, dass wir jeden Sommer tausend Kilometer mit dem Auto fahren, um die Familie zu besuchen, diese uns aber nie in Deutschland besuchen kam. Nun konnte ich immerhin ein paar von ihnen zeigen, wo ich lebte, wie mein Alltag aussah, der Schulhof, der Sportplatz, auf dem ich Fußball spielte.

Es war in dieser Zeit, da bekam meine Tante in Ludwigshafen Besuch von einem Fernsehteam, das für das dritte Programm an einem Beitrag über Menschen arbeitete, die aus dem Krieg nach Deutschland geflohen waren und nun in der Rhein-Neckar-Region lebten. Am Tag der Ausstrahlung war ich allein in unserer Wohnung, mein Vater war auf Montage, meine Mutter war noch arbeiten, mein Cousin, der seit Kurzem bei uns lebte, war mit meinem Onkel auf einer Baustelle, mein Bruder war beim Fußballtraining.

In dem Beitrag ist zu sehen, wie meine Tante eine Tür öffnet und das Fernsehteam in gebrochenem Deutsch zu sich hereinbittet. In der nächsten Szene ist ein Wohnzimmer zu sehen. Es ist voller Menschen. Drei junge Frauen sitzen dicht nebeneinander auf einem Sofa, jeweils mit einem Baby im Arm. Alle drei weinen und wimmern und klagen. Ihre Worte sind voller Verzweiflung, voller Sorge um ihre Eltern und die Väter der Kinder. Sowohl im Originalton als auch in der Übersetzung der Off-Stimme.

Ich hatte meine Familie so noch nie gesehen. So viele Menschen auf so engem Raum. Mit uns Kindern waren die Erwachsenen immer herzlich und warm und alles war gut. Ich war sauer, weil ich glaubte, dass die Erwachsenen dem Fernsehteam etwas vorgespielt hatten. Meinen Unmut darüber behielt ich jedoch für mich. Irgendetwas stimmte nicht.

Es dauerte ein paar Wochen. Langsam wurde mir klar, dass es nicht das Fernsehteam war, dem die Erwachsenen etwas vorgespielt hatten. Es waren wir Kinder, vor denen die Erwachsenen immerzu versuchten, so zu tun, als sei alles gut, als könnte die Welt doch halbwegs in Ordnung sein.

Frage ich mich, warum ich schreibe, ist die Antwort: Dem Leben mit dem Stift in der Hand entgegenzutreten, beruhigt mich. Der Realität mit Fiktion zu antworten, ist zu einer nie aufhörenden Unterhaltung geworden, verliebt, streitend, wortreich, schweigend. Die Fiktion entsteht dabei mehr durch Empathie als durch Fantasie. Ich denke mir keine Geschichte aus – ich versetze mich in Menschen, die eine Geschichte mitbringen.

Einige Wochen bevor genau an meinem zwölften Geburtstag in der Wright-Patterson Air Force Base in Ohio der Friedensvertrag von Dayton geschlossen wurde, unter den Augen des US-Präsidenten Bill Clinton, des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac und des deutschen Bundeskanzlers Helmut Kohl, schlief ich in einem Bergdorf bei Mostar, gegenüber eines von einem Granateneinschlag in Mitleidenschaft gezogenen Kuhstalls, im Haus meiner Großeltern, jede Nacht auf der ausgebauten Rückbank eines VW-Busses. Tags spielten wir oft Karten, ich fühlte mich sicher. Das muss zwischen dem 27. Juli und dem 9. September 1995 gewesen sein, Sommerferienzeit in Baden-Württemberg.

Neulich in Mannheim fuhr ich zusammen mit meinem Bruder und meiner Schwägerin mit dem Auto am ehemaligen Spinelli-Militärgelände entlang. Hinter mir im Kindersitz schlief meine Nichte und schnarchte leise. Das Spinelli-Gelände erfährt gerade eine Umgestaltung für die Bundesgartenschau. Ein paar letzte Zäune mit Tarnnetzen und Stacheldraht sind noch zu sehen. Das Transparent einer Firma wirbt für Kampfmittelbergung.

Wir fahren weiter durch die ehemalige Offizierssiedlung des Benjamin-Franklin-Village. Mehr als die Hälfte der in Mannheim stationierten Einheiten war 1995 im Rahmen der „Operation Joint Endeavor“ zur Durchsetzung des Dayton-Abkommens nach Bosnien-Herzegowina geschickt worden. Die ehemalige Offizierssiedlung wird auch in Zukunft „Offizierssiedlung“ heißen und zum neuen Mannheimer Stadtteil „Franklin“ gehören.

Colonel-Häuser, die Vorgärten ohne Zaun, dazwischen wachsen Neubau-Reihenhäuser. In Franklin-Mitte entstehen vier skulpturale Hochhäuser in den Formen der Buchstaben H, O, M und E. „HOME“.

Mit meinem Schreiben bringe ich eine weitere Begebenheit meiner Kindheit in Verbindung. Sie nimmt ihren Anfang im Religionsunterricht in der Grundschule. Es war in der Vorweihnachtszeit, ich ging in die dritte Klasse, da erhielten wir eine Viertelstunde vor Unterrichtsende die Aufgabe, unsere Familien zu malen.

Ich hatte zu der Zeit vier Großeltern, außerdem waren da meine Eltern, mein Bruder sowie neun Tanten und Onkel, die im Schnitt jeweils drei Kinder hatten, von denen einige ebenfalls schon wieder Kinder hatten. Diese Schulaufgabe fühlte sich für mich so an, als würde unsere Lehrerin kurz vor Unterrichtsende von uns verlangen, bis unendlich zu zählen.

Zwei Dinge waren mir schnell klar: Ich kann meine Familie nicht in mein Schulheft malen, sondern benötige ein A3-Blatt oder noch besser zwei aneinandergedruckte A3-Blätter. Und ich werde das niemals bis Unterrichtsende schaffen, sondern werde die nächsten Nachmittage weitermalen müssen.

Heute kommt es mir so vor, als hätte ich schreibend nie aufgehört dieses Bild zu malen – und als würde ich mir in meiner Literatur immer weitere Familienmitglieder dazumalen.

Vielen, vielen Dank für die Anerkennung meiner Arbeit mit dem Förderpreis des Bremer Literaturpreises. Ich danke der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung sowie der Stadt Bremen. Mein ganz besonderer Dank gilt den Mitgliedern der Jury. Vielen Dank, Wiebke Porombka, für die Laudatio. Ich danke zudem all jenen, die dazu beigetragen haben, dass ich *Jahre mit Martha* schreiben und publizieren konnte. Ich freue mich sehr, vor Ihnen allen und in Ihrer Anwesenheit diesen Preis entgegennehmen zu können. Von ganzem Herzen: Danke.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen
Fon (0421) 361-34560 · E-mail: sekretariat@stabi-hb.de